



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das heilige Lachen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

moral oder irgend eine philosophische, so muß ihm das freistehn; ein aufrichtiger Epikureer ist nicht allein für die Gesellschaft nützlich sondern auch wirklich sittlicher als ein heuchlerischer Christ. Die schöne Moral unsers gebildeten deutschen Bürgerstandes, die in der Zeit von den Befreiungskriegen bis in die letzten Jahrzehnte geherrscht hat, beruhte auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer Anschauungen und Motive. Seit einiger Zeit droht sie nach drei oder vier verschiedenen Richtungen auseinanderzugehen. Auf der einen Seite sehen wir ein raffiniertes Genußleben mit ein bißchen angefaulter Ästhetik verbrämt, auf einer andern die grobe, blinde, tolle Geldgier, sodann eine Rohheit und Rücksichtslosigkeit, die sich unter dem Namen der Schneidigkeit brüstet, auf der vierten Seite endlich Pietisterei und Puritanertum. Das ist doch wohl eher Zersezung als heilsame Differenzirung zu nennen. Auf diesem Gebiete muß eine neue Einigung angestrebt werden, die jedoch weder vom Staate noch von der Kirche zu erwarten ist. Wie im vorigen Jahrhundert, muß wieder auf litterarischem Wege eine Republic der Gebildeten gegründet werden, die über den Konfessionen und politischen Parteien steht, und die auch die Moral wieder auf die einzig sichere, weil natürliche Grundlage der sittlichen Ideen stellt. Dadurch muß im Volke ein zuverlässiger sittlicher Takt erzogen werden, der natürlich niemals hinreicht, für jede Einzelfrage auf kasuistischem Wege eine übereinstimmende und für alle bindende Entscheidung herbeizuführen, was auch gar nicht nötig ist, der es aber merkt und entschlossen Widerstand leistet, wenn dem Volke entweder erlaubter Genuß verkümmert, oder unerlaubter als erlaubt hingestellt, oder ungerechte Gewaltthat als Mittel zu einem vermeintlich guten Zweck empfohlen wird. Wunderbar ist die Heldenkraft, die der christliche Glaube in außerordentlichen Fällen verleiht, aber so allgemein brauchbar und wohlthätig ist keine Charaktereigenschaft, als die aus Hellas stammende Gewohnheit, Maß zu halten in allen Dingen.

(Schluß folgt)



Das heilige Lachen



ach langer, sorgsamer und liebevoller Vorbereitung brachte das königliche Schauspielhaus zu Berlin am 16. Februar Wildenbruchs Märchenschwank in sechs Bildern: Das heilige Lachen zum erstenmale zur Aufführung. Wildenbruch hat aus leicht begreiflichen Gründen gerade in Berlin seine wärmsten Anhänger, und man sah diesem Werke, von dem man jedenfalls etwas ganz Besondres

erwarten konnte, wohl mit andrer, aber kaum mit geringerer Spannung entgegen, als seinerzeit dem „Neuen Herrn.“ Die Mehrzahl der Zuschauer war gewiß mit dem besten Willen erschienen, dem Dichter Beifall zu spenden, und wenn es nicht recht dazu kam, so liegt die Schuld — an Wildenbruch selbst. Unleugbar zeigt auch dieses auf jeden Fall merkwürdige Stück großes Talent; in manchen Teilen entfaltet sich eine reiche und kühne Phantasie. Dem, was der Dichter damit wollte, der Bekämpfung des leichten Pessimismus und Naturalismus, bringen wir die aufrichtigste Sympathie entgegen. Aber so gern wir auch möchten, wir können nicht anerkennen, daß ihm dieser Versuch auf dem phantastisch-humoristisch-satirischen Gebiete gelungen wäre. Zwar die Behauptung, die wir in einem Berliner Blatte fanden, das Stück könnte, wenn man es ohne Unterstützung durch Musik, Tanz und eine prunkvolle Ausstattung zwischen kahlen Wänden aufführen ließe, auch den eingefleischtesten Optimisten zum Pessimisten machen, ist eine Übertreibung jener Rezensentenbosheit, gegen die der Dichter manchen scharfen Ausfall richtet; aber leugnen läßt sich nicht, daß der ohnehin stark bestrittene Erfolg zum größern Teile wirklich auf jene in umfassendster und sehr reizvoller Weise zur Mitwirkung herangezogenen Künste zurückzuführen ist, und das kann doch der Dichter unmöglich beabsichtigt haben.

Doch wir wollen zunächst versuchen, den Gang der absichtlich von allen Bedingungen der Wirklichkeit absehenden Handlung vorzuführen, indem wir dabei die Nebenzüge, die freilich oft das reizvollste sind, möglichst übergehen. Sollte dem Leser manches unklar bleiben, so bitten wir nicht zu vergessen, daß die Ursache vielleicht im Stücke liegen könnte.

Im ersten Bilde, das wirklich sehr geeignet ist, die Zuschauer in die von dem Dichter gewünschte naive Märchenstimmung zu versetzen und das überhaupt in jeder Hinsicht erfreulich wirkte, läßt sich der große Prinzipal der großen Apotheke nach einer im echten Märchenton gehaltenen Unterredung mit den Sternen, die ihm versichern können, daß sie ihre Pflicht, den Menschen zu leuchten, gut erfüllt haben, von der Wahrheit, der Buchführerin in der Stadt Terra, berichten, daß dort alles gut stehe und daß ihr Bürgermeister Animus sich mit der Schönheit vermählt habe. Um den jungen Eheleuten einen Herzenswunsch zu erfüllen, den ihm die Wahrheit ins Ohr flüstert, sendet er ihnen durch Adebear ein reizendes Knäblein, den Lachegott zu. Die Aufgabe, die dieser erfüllen soll, bezeichnet er ihm, nachdem er ihm die Augen geöffnet hat, damit er die heilige Schönheit der Welt schauen könne, mit den Worten:

Wenn drunten am Grunde
Beschränkter Gedanken,
Des Ew'gen vergessen,
Verzagt und vermessen,

Die Menschen erkranken,
 Dann bring ihnen Kunde
 Vom ewigen Lichte;
 Mit lachendem Munde
 Bekämpfe, vernichte
 Die finstere Trauer, die knechtend sie hält.
 Die Kranken, die Schwachen
 Du laß sie erwachen
 Zum Mute der Freude;
 Bring Licht ihnen wieder —
 So steige hernieder,
 So geh zu den Menschen, du heiliges Lachen,
 Du freundige Stimme der freudigen Welt.

Dann übergibt er den Schlüssel zur großen Apotheke, die er durch seine Diener, die Heizermännchen, mit allen Mitteln, mit Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. reichlich versehen weiß, dem Provisor Optimus, um sich nach andern Welten zu wenden. Diese Welt glaubt er dem ihr gegebenen Gesetz überlassen zu dürfen; aber Optimus soll die Sorge um seine Menschen nicht vergessen.

Das zweite Bild führt in die Höhle des Pessimus, des Gehilfen in der großen Apotheke. Für ihn braut die Lüge mit Beihilfe von Häßlichkeit und Neid gerade einen höllischen Trank. Da bringt der Haß die Kunde von dem Weggange des großen Prinzipals, und daraufhin giebt die Lüge dem Pessimus, nachdem er sich verpflichtet hat, ihre Tochter, die Häßlichkeit, zu heiraten, den Rat, den vertrauensseligen Optimus in die Höhle zu locken, ihm durch den eben fertig gewordenen Trank „Pessimismus“ all seine Kraft zu nehmen, so den Schlüssel der großen Apotheke in seine Gewalt zu bringen und die dort vorhandenen Flaschen durch Zusatz jenes Tranks zu fälschen. Der Plan gelingt bei der kindlichen Arglosigkeit und Gutmütigkeit des Herrn Optimus nur zu leicht.

Im dritten Bilde erscheint Herr Pessimus unter dem skandinavisch-russischen Namen Ole Pessimoff, der, wie ihm die Lüge versichert hat, von vornherein einen günstigen Eindruck auf die Menschen machen wird, zum Kindtaufschnaus bei dem Bürgermeisterpaar in Terra und überbringt, angeblich im Auftrage des großen Prinzipals, den Wein, eben jene gefälschten Flaschen. Mit ihm kommen die Lüge unter dem Namen Wahrheit, die Häßlichkeit als Echtheit, der Haß als „Unentwegtheit“, der Neid als kritisches Bewußtsein. Sie finden bei den Gästen, von denen übrigens keiner über die Spießbürgerlichkeit hervorragt, zunächst kühle Aufnahme. Sobald aber diese von dem verfälschten Trank genossen haben, lassen sie sich durch Pessimus leicht überzeugen, daß ihr ganzes bisheriges Glücksgefühl nur ein Wahn gewesen, daß die Schönheit eine Betrügerin, die Ehe eine Lüge sei und dergleichen mehr. Die Warnungen der Wahrheit bleiben wirkungslos, Animus

verstößt seine Gattin; Herr Pessimoff wird Bürgermeister in Terra, Animus begnügt sich mit der Stellung eines Standesbeamten.

Im vierten Bilde nimmt die Schönheit in nächtlicher Stunde Abschied von der Stadt Terra; Pessimus, der im Widerspruch mit seinen Prinzipien von Liebe zu ihr ergriffen ist, will ihr nahen, aber die Nacht schützt sie. Nach einem Szenenwechsel sehen wir die Schönheit vor dem Lager ihres schlafenden Gemahls: sie scheidet mit tiefem Schmerze, läßt ihm aber als Erinnerungspfand ihren Schleier zurück.

Das fünfte Bild bringt die Wendung. Wir finden die Schönheit in einer düstern Höhle, aber bei ihr ist Lachegott, der wunderbar schnell herangewachsen ist. Er weiß die düstern Gedanken seiner Mutter durch seinen fröhlichen Humor zu verschrecken; er kennt aber auch die Gedanken des Pessimus, sein Liebesverlangen nach der Schönheit und beschließt, ihn dadurch zu verderben. Als Pessimus in die Höhle „herabgerutscht“ ist, in der Meinung, die Schönheit allein zu finden, während doch Lachegott immer an ihrer Statt gesprochen hat, da bethört ihn dieser völlig, indem er begünstigt durch die Düsterteit der Höhle, immer unter dem Mantel der Mutter versteckt, deren Rolle weiter spielt; er bringt ihn zu dem Glauben, daß die Schönheit ihm günstig sei — eigentliche Liebe wäre gegen die Prinzipien —, und giebt ihm schließlich den Plan ein, der nahe bevorstehenden Heirat mit der Häßlichkeit dadurch zu entgehn, daß er sie den Bürgern von Terra als in Widerspruch mit seinen Prinzipien stehend schildre; höchstens eine zeitweilige Vereinigung von Mann und Weib auf Kündigung sei zu gestatten. Pessimus ist entzückt von diesem Gedanken der Schönheit, die er bisher für dumm gehalten hat, er scheidet von ihr mit dem Versprechen, sie seinerzeit doch unter einem andern Namen wieder auf Terra einzuschmuggeln.

Im sechsten Bilde: „Ehescheidungsfest“ sehen wir zunächst den jetzigen Standesbeamten Animus. Er fühlt sich sehr unglücklich. So oft er den zurückgelassenen Schleier der Schönheit in die Hand bekommt, steigt eine dunkle Erinnerung vergangnen Glücks in ihm auf. Er soll eigentlich die Eheschließung zwischen Pessimus und der Häßlichkeit vollziehen; doch Pessimus verfährt, wie ihm Lachegott eingegeben hat, die als Zeugen erschienenen Bürger und Bürgerinnen jubeln ihm zu, und um die Wut der Lüge und der Häßlichkeit kümmert sich Pessimus nicht. Nur Animus, in dem die Erinnerung an die Vergangenheit immer lebhafter wird, ruft aus: Aber das ist ja alles Wahnsinn! Da bemerkt Pessimus in den Händen des Animus den Schleier der Schönheit; dieser Anblick raubt ihm die Besonnenheit, er verrät seine Liebe zu ihr und verwickelt sich in Widersprüche. Nun regt sich Opposition und Gelächter, vor allem veranlaßt durch das Eingreifen des Provisors Optimus. Dieser ist schon im fünften Bilde in tiefer Schwermut bei der Schönheit und dem Lachegott erschienen; hat er doch seine Pflichten verletzt,

und den Schlüssel zur großen Apotheke verloren. Lachegott hat ihn geheilt und mit neuer Lebensfreudigkeit erfüllt. Jetzt enthüllt er alles, was Pessimus gethan hat, natürlich auch seinen Besuch bei der Schörheit, und die Bürger, völlig umgestimmt, beschließen, daß Pessimus „baumeln“ soll. Da verwandelt sich die Szene in eine herrliche Frühlingslandschaft, die Schönheit kehrt jubelnd begrüßt zurück, der wiedergesundne Schlüssel zur großen Apotheke geht an die Wahrheit über, und Optimus wird ihr Provisor, denn, wie Lachegott sagt, die Mittel des Optimus waren doch etwas gar zu süß; er hätte etwas Rhabarber zusetzen müssen. Diesen zu brauen soll künftig die Aufgabe des Pessimus sein, dem das Leben geschenkt und der nun in einer ungeheuren Flasche eingesperrt wird. Auf der obersten Terrasse erscheint endlich der große Prinzipal, von allen mit ehrfurchtsvollem Jubel begrüßt.

Man sieht, das Stück ist ein kecker Angriff auf den Pessimismus in der modernen Kunst und auf die ganze durch ihn vertretene Lebensanschauung, eine Verteidigung des durch Wahrheitsfönn geläuterten Optimismus, der die Schönheit für kein Wahngelbde hält und das Recht der Lebensfreudigkeit entschieden verteidigt. Es bietet nach dieser Richtung einige sehr hübsche Züge, vor allem die Art, wie Herr Pessimoff seinen Prinzipien untreu wird und doch die Schönheit wieder einzuschmuggeln beschließt. Die Sprache — das Stück ist zum großen Teile in Versen geschrieben — ist oft sehr schön, und die Kühnheit der Erfindung sehr anzuerkennen. Aber zunächst krankt das Werk an den Nachteilen, die jede Allegorie für die dramatische Wirkung mit sich bringt. Die meisten Personen — wenn man diesen Ausdruck gebrauchen will — vertragen gar keine Charakterisierung im gewöhnlichen Sinne. Dann ist doch eine gewisse Zwiespältigkeit nicht hinwegzuleugnen zwischen dem harmlosen Märchencharakter einiger Teile, der, wie erwähnt, besonders im ersten Bilde ausgezeichnet getroffen ist, und dem scharf satirischen Grundzug anderer, und die Satire selbst bleibt zu sehr an Einzelheiten haften, sie geht zu wenig in die Tiefe.

Aber auch den einzelnen Gestalten fehlt zum Teil die rechte Einheitlichkeit der Durchführung. Dies gilt besonders von Pessimus. Von dem großen Geschick und der besondern Klugheit, die ihm zugeschrieben werden, merken wir an manchen Stellen herzlich wenig; die besten seiner Pläne werden ihm von der Lüge eingegeben, und die Art, wie er sich von Lachegott dämpfen läßt, ist doch trotz der versuchten Begründung recht bedenklich. Pessimus soll wohl eine Art Mephistorolle spielen, aber wie unendlich steht er hinter diesem Vorbilde, an das man doch immer denken muß, zurück! Freilich hat er an Optimus einen sehr ungefährlichen Gegner, und auch die Bürger der Stadt Terra machen, schon ehe sie den gefälschten Trank genossen haben, einen sehr unbedeutenden Eindruck, so daß wir uns nicht weiter wundern, wenn der besonders einfältige Stadtpoet Lamm unter dem Regiment des Pessimus sich verpflichtet fühlt, diesen Namen mit Schöps zu vertauschen.

Wildenbruch hat sich, dies kann ruhig ausgesprochen werden, diesmal an eine Aufgabe gewagt, der er trotz seines auch hier unverkennbaren Talentes nicht gewachsen war. Ihre Lösung kann aber wohl überhaupt nur einer Dichterkraft ersten Ranges gelingen, und auch dann bleibt es noch zweifelhaft, ob die dramatische Form die richtige sein würde.

Die Leistungen der Schauspieler verdienen in der Mehrzahl alle Anerkennung, die Darsteller waren mit dem besten Willen an ihre Aufgaben gegangen; aber bei dem ganzen Charakter des Stückes konnten sie unmöglich zu voller Wirkung kommen. Eine Ausnahme machte nur der Lachegott des Fräulein Conrad; diese eigentümliche Gestalt wurde durch sie in reizvoller Weise verkörpert. Auf Einzelheiten können wir hier um so weniger eingehen, da es uns im wesentlichen nur um eine Würdigung des Stückes zu thun ist.

Das „Heilige Lachen“ wird ohne Zweifel noch eine Reihe von Aufführungen erleben; aber es wird wohl immer eine litterarische Kuriosität bleiben und wird auch ferner seinen etwaigen Erfolg mehr, als dem Dichter recht sein kann, der glänzenden Ausstattung — der gegenüber man unwillkürlich fragt, ob man mit dem darauf verwandten Gelde nicht lieber ernstere Kunstzwecke hätte fördern sollen — der reizvoll dem Charakter des Werkes sich anschmiegenden Musik und ähnlichen Nebendingen verdanken.

Wildenbruchs eigentliche Begabung liegt auf einem andern Felde, als auf dem der aristophanischen Satire, vor allem auf dem des volkstümlichen historischen Dramas. Was er da geschaffen hat, wirkt jedenfalls erfreulich, so mancherlei Bedenken sich auch vom strengen Kunststandpunkt vor allem gegen seine preußischen Stücke vorbringen lassen.

Im „Heiligen Lachen“ sind — wir wiederholen es — die märchenhaften Partien am besten gelungen, und das wird den nicht überraschen, der aus der reizenden Erzählung „Kinderthränen“ weiß, wie sich Wildenbruch in das Kindergemüt zu versetzen versteht. Seine eigentliche Absicht aber, einen Schlag gegen den modernen Pessimismus und Naturalismus zu führen, hat er leider ebenso wenig erreicht, wie verschiedene kurzlebige und innerlich ganz unbedeutende Stücke, die uns die Berliner Bühnen in letzter Zeit vorgeführt haben, und das bleibt um so bedauerlicher, als sein Angriff jedenfalls weit ernster zu nehmen ist, als die der Herren Blumenthal und Lubliner. Aus seinem Scheitern werden die „Modernen“ natürlich weidlich Kapital zu schlagen suchen.

